

Schwimmende Gedanken

von Daniela Rüppel

Wenngleich es monoton erscheint, immer dieselben Bewegungen in derselben langweiligen Bahn zu schwimmen, Gleiten und Ziehen, hin und her, Kopf rein ins Wasser, Kopf raus aus dem Wasser, so liebe ich diese gesündeste aller Sportarten. Sobald ich in das kalte Wasser eintauche, umfängt mich eine kühle, aber angenehme Stille. Ich spüre nichts außer mir selbst. Ich höre nichts, außer meiner inneren Stimme. Alles scheint nüchtern und klar, so wie das Wasser. Mit jeder Bahn waschen sich meine Gedanken. Trübes wird aus dem Kopf gespült.

Und dann die blauen Kacheln im Becken. Es sind schlichte Kacheln in einem normalen Schwimmbecken, doch wenn durch die großen Fenster die Sonnenstrahlen ins Wasser stechen, glitzert und funkelt es, als ob jemand türkisfarbene Juwelen ins Wasser rieseln ließe. Dann fühle ich mich wie ein Kind, das im Meer tanzen und nach Schätzen suchen möchte. Nichts kann meine Harmonie unter Wasser trüben.

Ich springe hinein und beginne mit dem Zählen. Bahn Eins. Ich wende. Bahn Zwei. Plötzlich verblassen die Lichtspiele unter Wasser und es scheint, als mutierten sie zu einem grauen Schleier, durch den ich hindurch schwimme. Das liegt an dem toten Säugling im Wald. Weiblich, Name unbekannt. Nur wenige Tage alt sei die Kleine geworden, so die Gerichtsmediziner. Bei den erwachsenen Toten rutschen ihnen hier und da schmunzelnde Bemerkungen heraus, über Gott und die Welt, sie lachen, über alles Mögliche, ohne jemanden auszulachen, und dann denke ich, Mensch, die tun diesen Kack-Job jeden Tag, wieso sollten sie dabei immer todernst bleiben müssen? Und sei's drum, denn wenn sie ein bisschen herumalbern, dann hat das auch seine Vorteile, dann hört man weniger von dem, was sie mit ihren Werkzeugen tun, wie zum Beispiel das Geräusch eines menschlichen Schädels, der gelegentlich

richtig laut knackt, während sie ihn öffnen. Manchmal, wenn ich sie bei ihrer präzisen Arbeitsweise beobachte, versuche ich zu erkennen, was in ihnen vorgeht. Doch so sehr ich sie zu durchdringen versuche, entdecke ich in ihren Gesichtern nichts, das mir ihre Gedanken offenbaren könnte. Einmal muss ich den Leiter der Rechtsmedizin, der höchst persönlich eine Leichenöffnung vorgenommen hatte, dermaßen angestarrt haben, dass er es bemerkte und unvermittelt „Buh!“ in meine Richtung gegellt hat. Ich hatte mich so erschrocken, dass mir Kugelschreiber und Block aus der Hand geglitten und zusammen mit meinem Kinn auf den Boden gefallen waren.

Doch als neulich dieser Säugling, eingewickelt in verdrecktem Stoff und den Resten eines Müllsacks, auf der Metallbahre ausgebreitet wurde, taten sie alle nur still ihre Arbeit. Kaum ein Wort, nicht die kleinste Albernheit wagte sich aus ihren Mundschutzmasken hervor.

Bahn zwölf. Vor meinem inneren Auge taucht der Fundort des Säuglings auf. Der Ort, der der ganzen Sonderkommission zu denken gibt: In einer 2000-Seelen-Gemeinde gelangt man am Rande eines Wohngebietes fernab der Durchfahrtsstraße in ein kleines Waldstück. Vergebens sucht man nach festem Untergrund, nach ausgebauten Wegen. Bestenfalls findet man Trampelpfade, die ins Nirgendwo zu führen scheinen. Erst wenn man mit etwas Glück der richtigen Fährte folgt, kommt man zu einer verwachsenen Lichtung. Ein Ort, wie geschaffen, eine Leiche verschwinden zu lassen. Ein Durchreisender würde kaum zufällig auf dieses Versteck stoßen, ein unscheinbares Fleckchen Wald mit holprigen Pfaden und unberechenbaren Schatten. Es muss jemand mit Ortskenntnis, jemand aus der Nähe gewesen sein. Doch nichts. Nicht ein einziger verdächtiger Anwohner. Niemand im Ort vermisst das Kind einer anderen Frau im Ort, die zunächst schwanger war, dann wieder ohne einen dicken Bauch, und letztlich kinderlos

blieb. Alles haben wir abgeklappert, Arztpraxen, die Apotheke, die ansässigen Läden, die zuständigen Ämter. Und noch immer suchen wir nach einem Indiz, wenigstens einer vagen Vermutung, irgendetwas, das uns näher zur Mutter des Säuglings bringen könnte. Doch alles, was wir haben, ist die DNA-Formel eines toten Babys und ein Grab ohne Namen.

Bahn Dreiundzwanzig. Ich beschließe, alles Schwarze und Lästige von mir abzustreifen, es ins Wasser zu entlassen, bis es tief auf den Boden sinkt und in den Fugen der Kacheln versickert. Allmählich wird meine Atmung gleichmäßiger. Ich atme, und ich gleite. Atme. Gleite. Alles ist leicht und hell. So hell wie der Schnee auf jenem Waldboden, als ich den toten Säugling zum ersten Mal sah. Jetzt sehe ich eine junge Frau. Sie wirkt gefühllos, ihr Gesicht, so glatt und weiß wie ein Blatt Papier. Sie wickelt ihr lebloses Kind in einen Müllsack und legt es in die erdigen Arme des Waldes, mitten in der Nacht, lässt es zurück wie ein verrottetes Taschentuch. Nein, keine Frau, ich sehe eine meterhohe Fratze, aus deren Mund eine sabbernde Zunge herausschießt und sich gierig um den Säugling windet. Bis sie sich schließlich in die junge Frau zurück verwandelt, die jetzt unaufhörlich weint und nach dem Lachen des Lebens sucht, etwas, das sie nicht kennt. Ich hadere damit, was mir mehr unter die Haut geht. Ein Mensch, der keine Chance bekam, zu leben, oder ein Mensch, der keine Chance darin sah, zu lieben. Wer war diese Mutter, wer? War sie in Not oder nicht? Tat sie nur das, was ihr befohlen wurde? Vom Vater des Kindes? War sie am Ende gar nicht beteiligt? Blödsinn. Niemand hatte sich bei der Polizei gemeldet. Und warum meldet man sich nicht bei der Polizei? Weil man Dreck am Stecken hat. Ganz einfach.

Oder wird sie womöglich gefangen gehalten? Ich schlucke Wasser und weiß nicht mehr, ob ich gerade die dreißigste oder die

zweiunddreißigste Bahn schwimme. Warum tut dieses heuchlerische Wasser heute nicht das, was seine verfluchte Aufgabe ist?

In Intervallen suchen meine Augen beim Luftholen über Wasser die Wand der Schwimmhalle ab, ich will einen Blick auf die große Uhr werfen. Verdammt, die Brille ist beschlagen, die Zeiger kaum zu erkennen.

Bahn Nummer wie viel? Zwar schwimmen meine Arme und Beine, aber meine Gedanken flattern. Es ist sinnlos. Die letzten Meter lasse ich mich treiben wie ein Stück Holz und tauche in die Ecke des Beckens. Ich will nach Hause. Von diesem Fluchtgedanken angetrieben, schlucke ich ein letztes Mal Chlor, verzichte aufs Dehnen, klettere aus dem Becken und sehe zu, dass ich wegkomme.

In dieser Nacht träume ich von einem Schwimmbecken im Freien. Es ist Nacht, ich schwimme mit einer fremden Frau und einem Säugling um die Wette. Wir sind die drei einzigen Gestalten weit und breit. Ich bin schneller und erreiche als Erste das Ziel. Als ich mich am Beckenrand festhalte und mich nach den beiden umdrehe, sind sie verschwunden. Nirgendwo mehr zu sehen. Wie vom Wasser verschluckt. Der Mond scheint friedlich über dem stillen Becken. Überall glitzert und funkelt es wieder, endlich, als ob jemand Juwelen auf die Wasseroberfläche gestreut hätte.